

**LUFTPOST  
AUS WIEN**  
VON ELISALEX HENCKEL

## Marmelade aus der Stadt

Selbermachen ist ein Trend, das hat sich bis nach Wien herumgesprochen. Dass ich mich bisher nicht dazu durchringen konnte, diesen Trend mitzumachen, liegt möglicherweise an dem selbst gemachten Kleid aus rot karierten Geschirrtüchern, das ich als Kind tragen durfte, oder an meinen zwei linken Händen, vielleicht auch daran, dass Selbstgekauftes meinen bescheidenen Ansprüchen meist genügt.

Bei Marmelade musste ich bisher nicht befürchten, dass irgendjemand von mir persönlich erwartet, Obst zu ernten und einzukochen, schließlich lebe ich mitten in der Stadt. Das könnte sich jetzt allerdings ändern. Eine Bürgerinitiative namens StadtFruchtWien hat es sich zum Ziel gesetzt, deutlich mehr Stadtmenschen Zugang zu Obstbäumen zu verschaffen. Mit ihrer kürzlich vorgestellten Petition „Recht auf Marmelade!“ wollen sie erreichen, dass das Stadtgartenamt künftig mehr Obstbäume im öffentlichen Raum pflanzt. Angestrebt wird ein Anteil von zehn Prozent. Um den seitens der Stadt Wien befürchteten höheren Pflegeaufwand zu minimieren, schlagen die Initiatoren vor, dass sich Freiwillige um die Obstbäume in ihrer Nachbarschaft kümmern.

Der Titel der Petition sei ernst gemeint, sagte Peter Krobath von StadtFruchtWien bei ihrer Vorstellung. Er verweise auf die „Recht auf Stadt!“-Bewegung und solle auch die Frage thematisieren, wer entscheidet, was im öffentlichen Raum passiert. Ein Experte von der Wiener Universität für Bodenkultur zählte zahlreiche Vorteile von Obstanbau im Stadtgebiet auf: Höhere Temperaturen und weniger Wind als im Umland würde die Ertragssicherheit steigern, die Früchte wären kostenlos und müssten nicht transportiert werden, sie würden besser schmecken, weil sie reif geerntet werden könnten, und würden darüber hinaus noch zahlreichen Tieren als Lebensraum und Nahrungsquelle dienen. In einigen geschützten Ecken Wiens könnte man sogar Exoten wie Feigen oder Kakis anbauen (was, nebenbei bemerkt, auch Touristen zugutekommt, denn die exotischen Pflanzen würden ganz neue Perspektiven für Erinnerungsfoto bieten). Die Marmelade stehe jedenfalls in dem Projekt „für eine Kultur des Selbermachens und des Schenkens, die auch in anderen Bereichen sinnvoll wäre“, ergänzte Krobath. Er und seine Mitstreiter seien keineswegs „Marmelade-Fetischisten.“

Selbst wenn, könnten sie in Österreich jedoch durchaus auf Zuspruch hoffen. Eingelegte Früchte sind keine Nebensächlichkeit in einem Land, dessen Bürger der Wiener Stadtzeitung „Falter“ zufolge durchschnittlich 20.000 Tonnen gekaufte Marmelade verspeisen und noch einmal so viel privat herstellen. Entsprechend heftig wehrten sich einheimische Politiker vor zehn Jahren gegen eine EU-Vorschrift, der zufolge nur noch eingekochte Zitrusfrüchte als „Marmelade“ bezeichnet werden durften, während alle anderen künftig „Konfitüre“ heißen sollten. Die Revolte hatte Erfolg, für Österreich wurde eine Ausnahme gemacht.

Es ist also verständlich, dass Peter Krobath von StadtFruchtWien auf die Frage, wer in Wien die beste Marmelade mache, äußerst diplomatisch „wir alle“ antwortete. Konkreter wurde vergangenes Jahr der Verein „Slow Food“. Er zeichnete die Marillenmarmeladen aus dem „Donaugarten“ der Wachauerin Eva Grünberger mit einem Preis für das „Beste Lebensmittelhandwerk 2012“ aus. Auf dem zweiten Platz landete die „Venusberg Garten Leichtkonfitüre“ aus der Wiener Manufaktur Staud's, deren Geschäft im 16. Bezirk stets einen Besuch lohnt – wegen seiner äußerst Mitbringsel-geeigneten Marmeladen und wegen des Brunnenmarktes.

Bleibt zu bemerken, dass die „Slow Food“-Tester nie die Marillenmarmelade meiner Mutter gekostet haben. Und zu hoffen, dass sie nicht erfährt, dass ich das Marmeladeeinkochen in Zukunft möglicherweise doch selbst übernehmen könnte.

In der Kolumne „Luftpost aus ...“ berichten unsere Korrespondenten jede Woche aus einer anderen Weltstadt.



Boote statt Bomben: Das Städtchen Shaqlawa nahe der Hauptstadt Erbil ist ein beliebtes Ausflugsziel in Irakisch-Kurdistan

# Jenseits von Bagdad

Urlaub im Irak? Der kurdische Norden gehört derzeit zu den ausgefallensten Reisezielen. Die Gegend hat sich vom Rest des Landes abgeschottet und gilt als sicher. Überall wird gebaut, und die Menschen genießen das Leben

Der Mann an der Hoteltrezeption schaut irritiert. Er nimmt die deutschen Reisepässe entgegen, kopiert sie und gibt sie dem Paar zurück. „Entschuldigen Sie, wenn ich frage“, sagt er zögernd in gebrochenem Deutsch, „aber warum sind Sie hier?“ „Wir machen hier Urlaub“, entgegnet das Paar fröhlich und verschwindet auf sein Zimmer.

VON THERESA BREUER

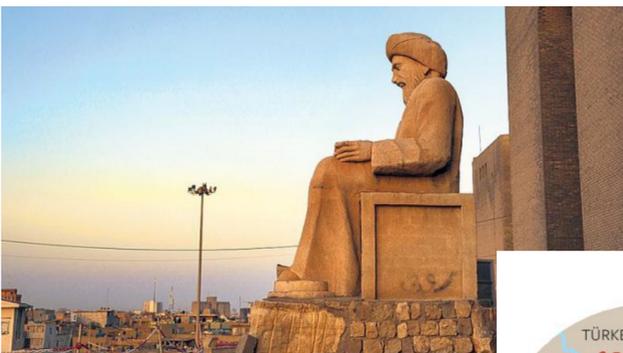
Die Frage des Rezeptionisten ist berechtigt. Im Nordirak, auch bekannt als Autonome Region Kurdistan, sind europäische Touristen noch die Ausnahme. Die Irak-Ausgabe des Lonely-Planet-Reiseführers widmet dem Gebiet gerade einmal 30 Seiten. Auch er beginnt mit der Frage „Why go?“, um anschließend mit einer Warnung fortzufahren: „Irak ist ein Kriegsgebiet“, heißt es da. „Attaken können überall passieren und zu jeder Zeit.“ Darauf folgt jedoch ein großes Aber: „Kurdistan ist die einzige Region des Landes, in der es sicher ist, zu reisen“, heißt es weiter. Ähnlich sieht es das Auswärtige Amt: „Vor touristischen Reisen nach Irak wird gewarnt“, heißt es zwar zunächst auf der Homepage, um dann im verschwurbelten Diplomatendeutsch für den Norden des Landes Entwarnung zu geben: „In der Region Kurdistan-Irak gilt die Reisewarnung aufgrund der vergleichsweise guten Sicherheitslage nur eingeschränkt. Aufenthalt können hier nach Prüfung der aktuellen örtlichen Gegebenheiten in Betracht gezogen werden.“

Irak ist eben nicht gleich Irak. Seit der Invasion der Amerikaner 2003 ist das Land de facto zweigeteilt: in einen südlichen Teil, in dem noch immer Bürgerkrieg herrscht, und in das Kurdengebiet im Norden, das einen eigenen Präsidenten und mit seinen Peschmerga, den kurdischen Kämpfern, ein eigenes Militär hat.

Seit 2003 hat sich vor allem die Hauptstadt Irakisch-Kurdistans stark gewandelt. 2003 hatte Erbil noch eine halbe Million Einwohner, kaum Autoverkehr. Heute leben hier über eine Million Menschen, 300.000 Autos fahren hupend durch die verstopften Straßen. In der Innenstadt herrscht lebendiges Treiben. Schon morgens drehen sich in den Imbissen die Hühnchen auf Grillspießen, um die Fleischelust der Kurden zu befriedigen. Händler verkaufen Nüsse und Obst auf dem Basar, Männer in traditioneller Kurdenracht trinken Tee auf Plastikstühlen, verschleierte



Neues Zentrum: Die Stadtmitte von Erbil wurde komplett renoviert



Altes Erbil: Statue an der Zitadelle, seit 8000 Jahren bewohnt

### TIPPS UND INFORMATIONEN

**ANREISE** Zum Beispiel nonstop mit Lufthansa ab Frankfurt (lufthansa.com) oder mit Germania ab Düsseldorf oder München (flygermania.de). Deutsche Staatsbürger können ohne Visum bis zu 15 Tage in die Autonome Region Kurdistan reisen.

**UNTERKUNFT** Das „Erbil Rotana“ ist derzeit das erste Haus am Platz in der kurdischen Hauptstadt, DZ ab 300 Dollar pro Nacht (www.rotana.com) gebucht werden. Mittelklassehotels nach westlichem Standard gibt es inzwischen reichlich in Erbil, die Kosten für ein DZ liegen bei 100 Dollar pro Nacht, buchbar über Hotelportale. Eine günstigste Option in Erbil ist das „Samira Miss Hotel“ im Basar, sauber, aber einfach, ab 20 Dollar pro Nacht.

**REISEVERANSTALTER** Oriental Tours hat eine zehntägige Kurdistan-Entdeckerreise nach Nordirak aufgelegt, ab 2979 Euro (orientaltours.de). Eine Studienreise nach Irakisch-Kurdistan, Iran und Aserbaidschan bietet Ikarus Tours an, 17 Tage ab 3290 Euro (ikarus.com). Der australisch-kurdische Veranstalter Kurdistan Adventures (kurdistan-adventures.com) hat achttägige Touren durch die drei großen Städte Erbil, Dohuk und Suleymaniyah im Programm, Preis aus Anfrage.

**AUSKUNFT** Englischsprachige Website des nordirakischen Tourismusministeriums: www.tourismkurdistan.com

Frauen schauen sich in Gassen mit Damenunterwäsche um.

Über dem Basar erstreckt sich die Zitadelle von Erbil, laut Unesco der am längsten durchgängig bewohnte Ort der Welt. In 8000 Jahren lebten hier unter anderem Sumerer und Babylonier, Perser und Mongolen, Osmanen und Kurden. Heute ist das Gelände heruntergekommen, doch unter der Federführung der Unesco werden die verfallenen Lehmhütten demnächst restauriert. Nur noch eine Familie wohnt hier, auf Wunsch der Regierung, um die Tradition der durchgängigen Besiedelung aufrechtzuerhalten.

Etwas außerhalb der Altstadt liegt das christliche Viertel Ankawa. Hier reihen sich moderne Coffeeshops und genug Alkoholläden aneinander, um den Durst der ganzen Stadt zu stillen. Die Menschen in Ankawa sind weniger konservativ gekleidet, unverschleierte Mädchen tragen enge Jeans und High Heels, Luxusautos von Mercedes und Porsche parken in den Wohngebieten. Vor einigen Jahren hat ein deutscher Auswanderer den „Deutschen Hof“ aufgemacht, einen Biergarten, in dem sich abends ausländische Pächkräfte bei Sauerbraten und Kässpätzle über das Leben in der Fremde unterhalten.

Nur noch wenige Gebäude in Erbil sind von massiven Betonmauern umgeben, wie an sie von TV-Bildern aus Bagdad kennt. Dass sie verschwinden, war ein großes Anliegen des Bürgermeisters Nihad Latif Joja. Joja geht selbst ohne Personenschützer durch die Straßen. „Wozu auch?“, sagt er in seinem Büro im Stadtzentrum und meint es ernst. In Erbil ratterten doch höchstens Pressluftimmer, aber keine Maengewehre mehr.

Der Bürgermeister spricht akzentfrei Deutsch, er hat 23 Jahre in Bonn gelebt. Alle zwei Monate fliegt er nach Deutschland, seine Familie wohnt noch dort, die Tochter macht demnächst Abitur. 2004 ist Joja nach Kurdistan zurückgekehrt. „Ich wollte beim Aufbau des Landes mithelfen“, sagt er und zeigt sogleich, was er darunter versteht.

Auf Jojas Schreibtisch steht ein Miniaturmodell der bei uns in Deutschland verbreiteten Otto-Mülltonne, er hält es lächelnd in die Höhe. „Als ich herkam, gab es keine Müllabfuhr“, sagt er, „2005 haben wir erst einmal 500

Mülltonnen in der Stadt aufgestellt. Heute sind es über 100.000.“ Außerdem hat er eine deutsche Schule gegründet, für die Kinder aus kurdischen Familien, die jetzt aus Deutschland in ihre Heimat zurückkehren.

Erbil boomt. An sechsspurigen Straßen werben Reklametafeln für luxuriöse Wohnanlagen, die Namen wie „Dream City“ oder „English Village“ tragen. Fünf-Sterne-Hotels und glitzernde Shoppingmalls mit internationalen Modedeketten sind in den vergangenen Jahren entstanden. In ihnen sitzen junge Kurden und schlürfen Cappuccinos in Cafés, die aussehen wie Starbucks, aber doppelt so viel kosten.

Immer wieder hört man vor Ort, dass Erbil auf dem Weg sei, das nächste Dubai zu werden. Der Bürgermeister winkt bescheiden ab. Dennoch: Auf dem „Erbil Masterplan“, der in seinem Büro an der Wand hängt, sind eine Grand-Prix-Rennstrecke und ein Golfplatz mit 36 Löchern eingezeichnet. Irakisch-Kurdistan hat ein sehr liberales Investitionsgesetz. Ausländische Firmen können sich hier ohne lokalen Sponsor niederlassen, sie müssen die ersten fünf Jahre keine Unternehmenssteuern zahlen und dürfen den kompletten Gewinn ins Ausland bringen.

Dank der neuen Infrastruktur strömen inzwischen auch immer mehr Touristen in die Region. Zum kurdischen Neujahr Ende März waren es über 200.000 – die meisten kommen aus dem Südirak, der Türkei und dem Iran. Wer sich als Westler hierherwagt, gehört noch zu den Pionieren. Ein paar Rucksackreisende wurden aber schon gesichtet, ebenso unerschrockene Weltbummler.

Viele Besucher zieht es hinaus in die Natur. Wenige Kilometer außerhalb von Erbil erstrecken sich sanfte Hügel vor schneebedeckten Bergketten, die unten sattgrün leuchten. Über blaue Seen hinweg deutet sich die Grenze zu Iran an. An den Wochenenden frönen die Kurden in den Bergen, vor allem im Ausflugsort Shaqlawa, ihrer Lieblingsbeschäftigung: dem Picknicken. Den ganzen Tag sitzen Großfamilien auf Wiesen und an Plastikstischen, grillen, essen und lassen Drachen steigen.

Dass man sich oft mit Händen und Füßen verständigen muss, weil kaum jemand Deutsch oder Englisch spricht, ist egal, die Kurden machen mit ihrer Gastfreundschaft vieles wett. Es kommt vor, dass einen ein Fremder auf der Straße zum Essen einlädt, oder der Taxifahrer sich weigert, das Geld für die Fahrt anzunehmen. Besuch aus Europa wird hier, im neuen und gar nicht mehr wilden Kurdistan, tatsächlich noch als große Ehre empfunden.

